Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 6 (1911-1912)
Heft: 7

Artikel: Uraufführung von Hans Hubers Oper "Der Simplicius"
Autor: Knapp, M.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751243

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Tiefe Ruhe strömt um mich.
Nur die schwanken Gräser zittern leis im Wind,
und der Tannen hohe Wipfel wiegen lind
nun in süßen Schlummer sich.

Hinter blauen Bergen steht
schon die müde Sonne und versinkt nun bald.
Tief im Schatten, kalt und schweigend steht der Wald —
Und ein rauher Nachtwind weht.

III.

Ich liege still und ich falte die Hände
und lausche hinaus in die blaue Nacht.
Ich habe das Fenster weit aufgemacht,
nun rieselt das Mondlicht über die Wände.

Ich kann nicht schlafen. Es flüstern die Winde
und stürzende Wasser rauschen fernher.
Und am Himmel ziehen Wolken einher,
drei weiße Wolken; sie ziehen gelinde.

Ich liege still und ich falte die Hände
und lausche hinein in die Seele tief.
Und nun regt sich leis, was am Tage schlief . . .
Weich rieselt das Mondlicht über die Wände.

Uraufführung von Hans Hubers Oper „Der Simplicius“

Es ist nun über zehn Jahre her, daß wir, ein kleiner Kreis begeisterter junger Leute, den Simplicius für uns aus der Taufe gehoben haben. Was wir damals in Jugendlust und Jugendübermut gewagt mit bescheidensten Mitteln — zwei, drei Klavierauszüge genügten als Aufwand, einer begleitete am Klavier, die Rollen waren verteilt, einige schrieben ihre Partien fein säuberlich mit der Feder heraus und lernten sie im stillen Kämmerlein, endlich ging's zur Probe oder zur Aufführung vor wenig Freunden, die Begeisterung half über technische Mängel und die geringe Zahl ward durch Übernahme zweier, dreier Rollen durch denselben Sänger ersetzt, — nun sollte es Wahrheit werden. Immer wieder hatte einer von uns den Hebel angesetzt zur Aufmunterung, zum Nichtvergessenlassen des Werkes, bis endlich, endlich vom Theaterprogramme

der Name Simplicius in Druckerschwärze glänzte und abermals über eine geraume Zeit auch die Proben begannen. Da stahlen wir uns still mit unsern Klavierauszügen zu den Proben in den dunkeln Zuhörerraum des Opernhauses und lauschten. Immer wieder kam uns die Frage: „wird das Elfenwerk bestehen vor des Tages Klarheit“, wird sich im Ernste bewähren, was wir im Spiele gehofft, ersehnt hatten? Und nun kam der festliche Abend, der über all unser Hoffen und Wünschen entschied. Was wir im Jugendideal gesehen, nahm reife Form und Gestalt, ja übertraf all unser Erwarten. Simplicius in seiner Reiteruniform trat prasselnd und klirrend vor unser Auge und Ohr, der Verena Liebe und Leid rang sich zum tragischen Schlusse durch, und all jene Zauberklänge, die sich über ein Jahrzehnt in unser Gemüt und Herz gesenkt hatten und immer wieder in ihm erklungen waren, zeigten ihren Wert und ihre Kraft. Mag da auch ein überkritischer Verstand, ein verwöhnter Gaumen, der nur noch auf beizende Genüsse reagiert, nörgeln und kriteln nach einmaligem flüchtigem Zuhören, wir wissen mehr; wir haben die Frucht wachsen und reifen gesehen und sind von ihrem Gehalte überzeugt. Was in mehr als zehnjähriger Entwicklungszeit, der in manch früher Verehrter von hohem Sockel herabstieg und viele Werte umgewertet werden mußten, in beinahe unveränderter Würdigung sich zu halten vermochte, das sinkt auch nicht über Nacht nun hin vor dem mißgünstigen Hauche auswärtiger Skribenten. Nein, wir dürfen uns freuen, was wir gehofft, ist gelungen, Hans Hubers Simplicius hat gezündet, hat die erwartete gute Presse im Heimatlande überall gefunden. Er wird sich zunächst dort, wo er gewachsen ist, dann aber auch allmählich in weiteren Gebieten durchsetzen. Er gehört zu unserm Eigensten, und das hat nie glatt, aber stets in ruhiger Sicherheit sich noch seinen Platz behaupten können, wenn es nur echt war.

Das Textbuch zur Oper Simplicius ist von A. Mendelssohn-Bartholdy verfaßt und stützt sich weniger in Einzelheiten der Handlung, die meist eigene freie Wege geht, als vielmehr im Kolorit der ganzen Zeitgeschichte und im Charakter des Titelhelden auf Grimmelshausens berühmten gleichnamigen Roman aus dem dreißigjährigen Kriege. Wenn darum über dem ganzen eine Art Märchenstimmung, ein Glanz wie aus altem Heldenliede schimmert, so mag das einen mit Wahrscheinlichkeit und moderner Realistik rechnenden Kritiker erzürnen; uns ist die Poesie noch mit diesen andern älteren Begriffen vereinbar,

ja mit ihnen ganz besonders. Wir können uns noch in einen naiven Helden, wie er bei Grimmelshausen und hier sich findet, hineindenken, in einen freien Reiter, der heute an der Spitze seines Fähnleins Stadt und Land mit Mord und Brand überzieht und morgen in eines schönen Fräuleins Banden sittsam zur Kirche schreitet, ja auf die Klänge der Jugend, des herrlichen Einsiedelliedes, das ihm einst im wilden Walde sein Erzieher gesungen, oder auf ein halb wildes, halb frommes Reiterlied vom heiligen Martinus lauscht und davon bewegt wird im Innersten. Uns scheint sogar, der ein wenig mit jener Literatur Vertraute wird nie die Entgleisung begehen, an Stoffen, wie jenem alten Romane und seiner poetischen Einkleidung hier, mit moderner Akribie nach strenger psychologischer Motivierung suchen zu wollen, er wird auch manch einen unwahrscheinlicheren Übergang der Handlung, sofern die Dichtung nur gut ist, mit eben so viel Selbstverständlichkeit mitmachen, ja gerade mit feinem Stilgefühle herbeiwünschen, wie beim Volksliede einen plötzlichen Umschlag der Stimmung. So sind die gewollten Knittelverse des gelehrten Verfassers ganz an ihrem Platze und treffen Stimmung und Zeitcharakter vortrefflich, wie es von dem belesenen Rechtsgelehrten und Universitätsprofessor nicht anders zu erwarten war. Sie geben aber auch dem Komponisten, was schließlich die Hauptsache bleibt, ein Material zur Verarbeitung in die Hände, wie es ihm nicht besser liegen könnte, und wie man es nicht vielseitiger wünschen kann, vom derbsten Witzeln bis zum feinsten rücksichtsvollsten Verbergen einer Leidenschaft, oder zum schonenden Abnehmen und Mittragen von Leid und Kummer, von der heißesten Liebesglut bis zur kalten Berechnung, vom Ernste des um sein verloren Schäflein besorgten Seelenhirten bis zur Komik eines nasgeführten tölpelhaften Stutzers. Manche Perlen finden sich nebenher gefaßt, alte unter Benützung von Sprüchen jener Zeit, neue, unserm Denken angepaßte hart dabei; eine solche Dichtung wäre an sich schon fähig, die Zuhörer zu packen. Sie ist aber auch ganz besonders unserem Komponisten auf den Leib geschrieben.

Die Handlung des Stückes läßt sich kurz skizzieren. Von seinem Stabstrompeter angekündet, erscheint Simplicius, der gefürchtete „Schwedentod“, plötzlich in Lippa, „der Vest und guten Stadt“, indem er das Tor der Burg einschlägt, und im ersten Ansturm schon macht er eine nicht erwartete Eroberung. Apollonia, des Herrn von Lippa holdes Töchterlein, die schon lange in den sagenhaften Helden verliebt ist, stellt sich ihm allein in Männerkleidern ent-

gegen, den Degen in der Hand. Nach kurzem Scheingefechte überwunden, sinkt sie ihm in den Arm und überwältigt so, wie die Burgherren richtig voraus sahen, am leichtesten den Unüberwindlichen. So empfängt den Reiterhauptmann und sein Fähnlein Reiter statt der erwarteten Feinde in der Burg, der Schloßherr und seine Leute aufs trefflichste und höflichste, und er und seine Mannen werden mit Tanz und Spiel beim Schmause bewirtet. Sein Ehversprechen, das er vor allem Volke der Appolonia gibt, nimmt außer ihr selbst von den Schloßleuten niemand ernst, dagegen entsteht dem Simplicius aus seiner eigenen Schar heraus der Konflikt. Melcher, der Mohr, und Verena, die Magd, sind bis jetzt treulich mit dem Fähnlein gezogen, Verena in verschwiegener, hoffnungsloser Liebe zum Fähnrich Simplicius entbrannt. Nun bricht die mühsam verhaltene Flamme in Eifersucht durch. Simplicius muß dem Fähnlein und damit der Verena erhalten bleiben, er darf nicht sich mit dem Schloßfräulein verbinden. Zu diesem Zwecke benützen Verena und der Mohr den Vorwand eines Maskenspieles, um mit Hilfe des Pfarrers die Apollonia einem Junker des Schlosses anzutrauen. Leider versagt im entscheidenden Moment der Pfarrer, der in Verena ein altes Kind seiner früheren, von Simplicius verwüsteten Pfarrei wieder erkennt und es nun für seine Pflicht ansieht, die Verena von dem „Teufel Simplicius“ zu trennen. Bei dem Skandale, den das Versagen der Intrigue erregt und in dessen Mittelpunkt die halb ohnmächtige Apollonia und der Junker stehen, öffnet der Pfarrer das Gelaß, das den Simplicius festgehalten, dieser bricht los in toller Wut und verspricht dem, der den Bubenstreich erdacht, den Galgen. Verena erklärt sich schuldig mit den Worten: „Weil du das Fähnlein lassen gewollt, zur Treue hab ich dich zwingen gewollt, Dem Fähnlein und mir ist der Galgen gut, wenn der Fähnrich heiraten tut.“ Zwar erschrickt Simplicius, als er das Fähnlein gegen sich sieht, aber ein Wort von Apollonia genügt, den Verliebten umzustimmen. Am Hochzeitsmorgen halten der Mohr und die Mannen des Fähnleins vor dem Gefängnis der Verena treue Wacht, bis Simplicius mit Apollonia im Hochzeitszuge naht. Diesem entgegen zieht der Zug des Henkers mit Verena, dem Pfarrer und dem Fähnlein, vom Mohr den Reitern vorangetragen. Nun stutzt Simplicius doch, „mein Fähnlein in des Henkers Zug“! Über das bringt ihn selbst seine Apollonia nicht hinweg, wohl aber die dritte Macht, die mit dem Schloßhauptmann an der Spitze schwer bewaffnet plötzlich über den wehrlosen Hochzeiter herfällt.

Der dem Junker entrissene Degen schützt ihn zuerst, aber der Feinde sind zu viele, er ruft das verlassene Fähnlein um Hilfe an. In der höchsten Bedrängnis schneidet Apollonia mit dem Rufe „hilf ihm du!“ der Verena Fesseln entzwei, diese ergreift die Fahne und stürmt nun an der Spitze der ihr folgenden Reiter dem Simplicius zu Hilfe, um statt seiner den Todesstoß zu empfangen. Mit der aufgebahrten Verena und dem gesenkten Fähnlein zieht Simplicius und seine Reiterschar zum Tore der Burg hinaus; der Verena Liebe hat den Sieg errungen und den Fähnrich dem Fähnlein wieder zugeführt. Ein sehnsüchtiger Blick zurück, dorthin, wo er geglaubt, Ruhe und Frieden zu finden; ohnmächtig sinkt Apollonia zu ihres Vaters Füßen, aber sie hält ihn nicht mehr, seit auch sie der Verena größere Liebe erkannt hat.

Dies die Handlung. Genug des Lebens und der Gestalten, der Stimmungen und Szenenwechsel, um dem Komponisten Anregung zu bieten. Hans Huber, der große Rhythmiker, hat aber auch die Situationen ausgenützt, vom ersten Trompetenmotive an bis zum letzten Verhallen des Orchesters beim Totenmarsche mit Verenas Bahre. Von besonderen Perlen seien herausgehoben, im ersten Akte das Duett des Simplicius (Tenor) mit Apollonia (Sopran): „von der Prinzessin Blancheflor“, dann der Apollonia duftige Erzählung vom Helden Merlin und im Gegensatze dazu das Sankt Martinslied, das die Verena (Sopran) an der Spitze der Reiter des Fähnleins anstimmt; endlich der Apollonia und des Simplicius Wechselgesang am Schlusse des Aktes. Auch die Tänze und Reigen des ersten Aktes zeigen die von den Festspielen her bekannte Leichtigkeit Hubers in diesen graziösen Formen. Im zweiten Akte ist eine ganz besondere Perle die kleine Bühnenmusik zum Maskenspiele, dem Theater auf dem Theater, auch das Terzett, bei dem Verena und der Mohr den etwas begriffsstutzigen Junker in die Verschwörung einweihen, mit seiner prächtigen Komik, ist ein Meisterstücklein; endlich bringt dieser Akt, nach der Kapuzinerpredigt des Pfarrers, in der zu seinen Tiraden gegen Saufen und Fressen, das Orchester genau die Stimmung der Hörer mit einem alten Trinkliede durchklingen läßt, als Glanzpunkt die Erzählung des Pfarrers von der Verena Schicksal, die sie selbst in derselben Melodie auf ihre Weise weiter spinnt. Hier ist einer der höchsten Höhepunkte des Werkes musikalisch und psychologisch. Der dritte Akt bringt wie der erste Entfaltung von Chormassen, erst in der Wache haltenden Reiterschar im Gegensatze zu dem Spottlieder auf Verena singenden Nacht-

gesindel, dann im Marsche zur Hochzeit, in den unvermittelt hart sich das Thema des Henkerszuges mit Pfeifen und Trommel mischt. Aber auch die feinsten Register sind im Liebesduett zwischen Apollonia und Simplicius am Hochzeitsmorgen gezogen, und der tragischste Ernst bricht mit dem Geständnis des Mohren von der Verena Liebe durch. Der Schluß, die letzten wenigen Worte der Verena sind vom ergreifendsten, was wir haben, und das Wiederaufnehmen des Sankt Martinsliedes durch den Mohr und die Reiter bildet den versöhnenden Schluß.

Die breitangelegte symphonische Einleitung des Werkes hat ihren Weg schon selbständig durch eine ganze Reihe von Konzertsälen angetreten. Was sie versprochen hatte, hat das Werk gehalten; was sie in konzentrierter Form bot, das wirkt auch in der Ausführung nicht minder packend und überzeugend. Die Instrumentierung benützt ohne zu überladen die modernsten Mittel. Die Musik selbst steht unter dem Zeichen der Romantiker, Schumann vor allen hat ihr Pate gestanden. Aber weder er noch die viel gefährlichere Klippe für den Opernkomponisten, Wagner, ist zum Verhängnis geworden. Wohl ist die Musik des Simplicius ohne beide nicht denkbar, aber der Komponist hat eigene Gestaltungskraft genug, um in keines Meisters Schuld zu tief zu geraten. Hierin allein schon sehen wir das Bedeutende der Leistung, ganz abgesehen von all den erwähnten Kabinettstücken, die sich wohl auch da und dort im Liebhaberkreise durchzusetzen wissen werden. Das stürmende, drängende Leben, das das ganze Stück durchbraust und durchbrausen muß, gerät doch nie zum Übermaße, ja dient nur für die lyrisch weichen Stellen als willkommene Folie.

Was die Erstaufführung anbetrifft, so waren die Hauptrollen der Verena, Frl. Marg. Maschmann, und der Apollonia, Frl. Voth, sowie der Simplicius des Herrn Paul Maier vorzügliche Leistungen. Speziell die Verena, mit der das Stück steht und fällt, war in ausgezeichneten Händen. Aber auch die Rollen des Melcher, des Mohren, Frl. Lola Stein, und des Pfarrers, Herr Graßegger, waren bedeutend in Gesang und Geberde. Ihnen schlossen sich die kleinen Nebenrollen und der Chor würdig an. Die Spielleitung war von Herrn Liman aufs sorgfältigste vorbereitet und durchgeführt. Einen speziellen Ruhmeskranz hat sich aber auch unser Kapellmeister, Herr Gottfried Becker, durch die unermüdliche und gründliche Einstudierung des Werkes verdient. Reicher Beifall und eine Fülle von Kränzen hat sich denn

auch zunächst über den endlos herausgeklatschten und bejubelten Komponisten ergossen, aber auch Musik- und Spielleitung zusamt den Hauptdarstellern kamen zu ihren vohlverdienten Ehrungen.

Daß mitten im andern Publikum das Fähnlein der alten Simplicius-verehrer sich wieder versammelt hatte, teilweise aus größerer Ferne und mit besonderen Gefühlen dem ersten Triumphe des Simplicius zuschaute, machte unter dem Sturme der allgemeinen Begeisterung ja nichts mehr aus, und doch hatte es alle Ursache, sich ganz besonders zu freuen und tat es auch, so warm es konnte.

M. Knapp

Conrad Ferdinand Meyer im Spiegel der Theologie

Die Reformtheologen, die den Glauben an die Autorität der Bibel über Bord geworfen, sehen sich eifrig nach besseren Verbündeten um, hoffend, dem Christentum, das sie immer gründlicher aus dem geistigen Leben der Gegenwart eliminiert sehen, vielleicht auf diese Weise zu einem Scheindasein oder gar zu erneuertem Einfluß auf die Geister zu verhelfen. So hat der Bremer Pfarrer Albert Kalthoff in seiner Kirche nach Nietzsches Zarathustra gepredigt, ein anderer den Bibeltext durch Ibsens Worte ersetzt — und Walther Köhler, Professor an der theologischen Fakultät in Zürich, sucht Conrad Ferdinand Meyers Dichtung für das „neue Christentum" nutzbar zu machen. Er hat ihm ein Buch gewidmet, das 236 Seiten stark, aber um 200 Seiten zu reich ist*). Er stellt den ebenso lächerlich wie ungeheuerlich klingenden Satz auf: „Es gibt keinen unter den neueren Dichtern, wenn man von den bewußt religiösen Poeten wie Gerok u. a. absieht, aus dessen Werken so klar und durchsichtig christliche Religion und christliches Ethos hervorleuchtete wie bei Conrad Ferdinand Meyer." Nun, man kann ja alles behaupten und alles beweisen, wenn man die Worte eines Dichters ausdeuten will. Viel eindrucksvoller hätte

*) Walther Köhler, Conrad Ferdinand Meyer als religiöser Charakter. Mit 9 Abbildungen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1911. Preis brosch. Mk. 4. —.